

DIE WEDNESDAY MARTIN

PRIMATEN

VON

DER

PARK

AVENUE



Mütter auf High Heels  
und was ich  
unter ihnen lernte

Existenz ich nie geträumt hätte.

Zur Upper-East-Side-Mutter zu werden – mit jedem Tag, jedem Gespräch und jedem Spielplatzbesuch ein wenig mehr –, war ein Unterfangen, das ich mit gewisser Beklommenheit in Angriff nahm. Die superreiche und statusbewusste Nachbarschaft, in der wir gelandet waren, und die oft blasiert wirkenden, wie aus dem Ei gepellten Mütter kamen mir so fremdartig wie einschüchternd vor. Doch wie jeder Primat höherer Ordnung und wie Menschen überall sehnte ich mich danach, dazuzugehören, in meinem eigenen Interesse, mehr noch aber im Interesse meines Sohnes und schließlich meines Zweitgeborenen.

Aus meinem Literatur- und Anthropologiestudium wusste ich, dass wir

Menschenaffen ohne Zugehörigkeitsgefühl und ohne tatsächliche Zugehörigkeit verloren sind. In der Literatur und im wahren Leben mögen Ausgestoßene zwar interessante Antihelden mit Identifikationspotenzial abgeben, aber in der Regel sind sie zutiefst unglücklich. Von Odysseus bis Daisy Miller, von Huck Finn bis Hester Prynne, von Isabel Archer bis Lily Bart nimmt es mit sozialen Außenseitern und Verstoßenen nie ein gutes Ende, besonders nicht mit weiblichen. Schutzlos und ohne unterstützendes Netzwerk gehen sie im übertragenen, mitunter auch im wörtlichen Sinn elendiglich zugrunde, nicht nur auf den Seiten von Büchern, sondern auch in der Gesellschaft und in der Wildnis, wie es Feldbiologen sattem dokumentiert haben. Und niemand ist gefährdeter als eine

Primatin, die mit einem Neugeborenen Anschluss an eine neue Horde sucht. So berichten Primatenforscher beispielsweise, dass Schimpansenmütter, die versuchen, sich einer fremden Gruppe anzuschließen, regelmäßig Anfeindungen und brutaler körperlicher Gewalt seitens alteingesessener Weibchen ausgesetzt sind; mitunter werden sie und ihre Jungen von ebenden Artgenossinnen, in deren Gemeinschaft sie unterkommen wollen, sogar getötet.

Mir wollte natürlich niemand den Hals umdrehen, als ich auszog, um meinen Platz in der Upper East Side zu finden, zumindest nicht im wörtlichen Sinn. Aber einen Fuß in die Tür zu bekommen und akzeptiert zu werden schien mir wichtig, ja dringlich geboten. Wer bleibt schon gerne außen vor?

Welche Frau möchte keine Freundinnen haben, mit denen sie, wenn das Kind im Kindergarten abgeliefert ist, noch schnell einen Kaffee trinken kann? Wer möchte nicht, dass sein Kind Spielkameraden und Spielverabredungen hat? Meine Schwiegereltern und mein Mann halfen mir über die Runden. Sie sagten mir, wo ich Lebensmittel kaufen konnte, und erklärten mir das verzwickte Regelwerk der Galas, der überdrehten Bar-Mizwas und Bat-Mizwas, der Klubs, der »Co-op«-Vorstände und anderer mir völlig fremder Riten und Praktiken, die mit unserer neuen Wohngegend einhergingen. Doch die Mamikultur der Upper East Side war noch einmal etwas ganz anderes, eine Nuss, die ich zu knacken hatte, weil ich eine Mami war, die mitmachen wollte, ja musste.

Gewiss, im Laufe meiner New Yorker Jahre hatte ich bereits zahlreiche Expeditionen in die Upper East Side unternommen. Ich wusste, der Stadtteil war glitzernd, vermögend und privilegiert. Ich wusste, Unterstatement war in der Upper East Side nicht gefragt. Ich wusste, Kleidung, Philosophie und Ethos waren anders als Downtown. Doch die geheime Schachtelwelt der Upper-East-Side-Mutterschaft würde sich mir erst erschließen, wenn ich sie betreten hätte. Ohne Kinder wäre es mir womöglich nie aufgefallen, dieses Paralleluniversum privilegierter Elternschaft und privilegierter Kindheit. Mit Kindern jedoch fühlte ich mich magisch von ihm angezogen – geradezu verpflichtet, es zu begreifen, in es einzudringen, seinen kulturellen Code zu